

NEUN
EINSICHTEN,
DIE MICH
ZUVERSICHTLICH
LEBEN LASSEN

HAROLD S.
KUSHNER

Autor von
WENN GUTEN MENSCHEN
BÖSES WIDERFÄHRT

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



FÜR SUZETTE.
SIE HAT MIR SCHON SO VIELE JAHRE
HINDURCH DIE GUTEN ZEITEN
MIT FREUDE ERFÜLLT UND
DIE SCHWEREN ZEITEN
ERTRÄGLICHER GEMACHT.

NEUN
EINSICHTEN,
DIE MICH
ZUVERSICHTLICH
LEBEN LASSEN

HAROLD S.
KUSHNER

aus dem Amerikanischen übersetzt von
BERNARDIN SCHELLENBERGER

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

INHALT

- 6 VORWORT
- 8 ERSTES KAPITEL
Einsichten, die mir auf meinem Weg gekommen
sind.
*Im 21. Jahrhundert werden die religiösen Themen
nicht von den Antworten der Tradition bestimmt,
sondern von den Fragen der Gläubigen.*
- 23 ZWEITES KAPITEL
Gott ist nicht jemand, der im Himmel wohnt.
- 41 DRITTES KAPITEL
Gott schickt uns nicht das Problem, sondern
die Kraft, mit ihm umzugehen.
- 63 VIERTES KAPITEL
Vergebung ist eine Gunst, die man sich
selbst erweist.
- 82 FÜNFTES KAPITEL
Zu wissen, dass Manches einfach falsch ist,
macht uns menschlich.

- 107 SECHSTES KAPITEL
Religion ist nicht, was man glaubt, sondern was man tut.
- 123 SIEBTES KAPITEL
Gib in deinem Glauben dem Zweifel und der Wut Raum.
- 135 ACHTES KAPITEL
Suche jemanden, dem du helfen kannst, und es geht dir besser.
- 158 NEUNTES KAPITEL
Gib vor Gott deine Zweifel auf.

VORWORT



Dieses Buch enthält zum Teil Erinnerungen, nämlich die Beschreibung meines Wegs vom Jugendlichen bis zu meiner Laufbahn als Rabbi, sowie der Herausforderung, vor die sich meine Frau und ich gestellt sahen, als bei unserem Sohn eine unheilbare Krankheit diagnostiziert wurde. Zugleich erzähle ich, wie sich im Lauf meiner Lebenszeit die institutionalisierte Religion mit allen ihren Verzweigungen und Formulierungen allmählich verändert hat. Die Religion, die ich heute lehre und praktiziere, unterscheidet sich nämlich sehr von derjenigen, die mir dereinst beigebracht wurde. Ich werfe diese Veränderungen niemandem vor, höchstens vielleicht dem Kalender. Ich bin 1935 geboren. Die meisten meiner Lehrer an der rabbinischen Schule waren im 19. Jahrhundert zur Welt gekommen. Die meisten meiner Gemeindemitglieder kamen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zur Welt, viele ihrer Kinder im 21. Jahrhundert. In meiner Zeit als Rabbiner bestand die größte Aufgabe darin, die Religion und Theologie neu zu überdenken, um damit den geistlichen Bedürfnissen dieser Generation entsprechen zu können. Das liegt auch weithin dem zugrunde, worüber ich in diesem Buch schreibe.

Wenn dieses Buch einigermaßen gelungen ist, ist das Verdienst daran weithin meinem Lektor Jonathan Segal im Verlagshaus Alfred A. Knopf zuzuschreiben, mit dem zusammen ich bereits mehrere Bücher erarbeitet habe. Er hat mir erfassen helfen, worum es in diesem Buch gehen sollte und mich durch den Prozess seiner Ausformulierung hindurch

begleitet. Zudem hat er mir etliche Schlüsselthemen aufgezeigt und mich aus mehr als einer Sackgasse herausgeholt.

Meine herzlichen Dankesworte gelten auch Peter L. Ginsberg von der Literaturagentur Curtis Brown Ltd., der mich bei fast allen meinen Büchern begleitet hat. Ohne sein Bemühen wäre ich nicht imstande gewesen, sie zu schreiben.

Zutiefst dankbar bin ich auch meiner Frau Suzette, der ich dieses Buch gewidmet habe, für ihre Ermutigung früh und spät sowie die Zeit und Mühe, die sie dafür aufgebracht hat, das Manuskript zu lesen und mich auf große und kleine Dinge aufmerksam zu machen, die ich noch abändern musste.

Vor allem aber bin ich der QUELLE aller meiner geistlichen Einsichten und Erkenntnisse dankbar. Sie hat mir die Fähigkeit geschenkt, zu erkennen, wo Menschen verletzt waren und mir die richtigen Worte dafür eingegeben, um ihren Schmerz etwas lindern zu können.

Harold S. Kushner
Natick, MA

ERSTES KAPITEL

EINSICHTEN, DIE MIR AUF MEINEM WEG GEKOMMEN SIND.

Im 21. Jahrhundert werden die religiösen Themen nicht von den Antworten der Tradition bestimmt, sondern von den Fragen der Gläubigen.

Dreißig Jahre lang hatte ich den idealen Job. Ich war Gemeinderabbiner. Ich hatte studiert, lehrte dann, vollzog Amtshandlungen bei Übergangsphasen im Lebenslauf, hielt Bar-Mizwa-Feiern, Hochzeiten und Beerdigungen, und ich versuchte mit meinen Worten und mit Elementen der jüdischen Tradition die Freude über diese Ereignisse zu mehrer oder die Trauer zu besänftigen. Dies alles hatte man mir beigebracht und ich habe mich dabei wohlgeföhlt, es praktisch anzuwenden. (Ehrlich gesagt, es gab noch einen weiteren Aspekt, der mir Freude machte, Gemeinderabbiner zu sein. Ich hatte nämlich gelesen, das Schrecklichste, was man ins Auge fassen könne und was noch schlimmer sei als die Angst vor dem Tod, sei die Angst davor, öffentlich vor anderen sprechen zu müssen. Mir hat das aber überhaupt nichts ausgemacht. Im Gegenteil: Wenn in einem Raum zweihundert Menschen dasitzen und zuhören und nur einer steht und redet, fühle ich mich immer am wohlsten, wenn der, welcher dasteht und redet, ich bin.)

Ich weiß gar nicht recht, warum ich eigentlich Rabbi wurde. Während meines Aufwachsens hatte ich diesen Wunsch

nie. Ich glaube nicht, dass er mir je gekommen ist, und auch meinen Eltern nicht. Sie hatten regelmäßig geäußert, dass sie stolz wären, wenn ich Arzt würde. Ich kam ins College ohne die geringste Vorstellung, was ich beruflich werden sollte, in der Hoffnung, das College würde mir eine Richtung weisen. Mein Vater war erfolgreicher Geschäftsmann. Das schloss in meinen Augen diese Berufslaufbahn für mich aus. Schließlich wollte ich ja nicht ins Geschäftsleben gehen und dann womöglich scheitern und damit meinen Vater enttäuschen. Aber ich wollte auch nicht ins Geschäftsleben gehen und erfolgreicher als mein Vater werden (was allerdings höchst unwahrscheinlich gewesen wäre). Ich hatte nämlich Familien erlebt, in denen das nicht Stolz geweckt hatte, sondern eher Groll und Neid.

1951 ging ich an die Columbia-Universität und schrieb mich für die »freien Künste« ein, was mir alle Möglichkeiten außer dem Medizinstudium offen ließ. Zudem nutzte ich den Umstand, dass Columbia nur sechs Häuserblocks vom Jüdischen Theologischen Seminar entfernt lag, wo meine Mutter vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren studiert hatte. Sie war Hebräischlehrerin geworden, und im Seminar unterrichteten immer noch einige ihrer meistverehrten Lehrer. Dieses Seminar bot Abendkurse für Studenten an, die sich weiterbilden wollten, ohne eine Laufbahn im jüdischen Berufsleben einschlagen zu wollen.

In diesen Abendklassen erkannte ich vier oder fünf vertraute Gesichter aus meinem Erstsemester in Columbia wieder und wir taten uns zusammen. Wir pflegten nach dem Unterricht zu einem von uns heimzugehen, noch lange aufzubleiben und über theologische Themen zu diskutieren, nach einem Sinn für den Holocaust zu fragen, dessen

Einzelheiten erst vor Kurzem bekannt geworden waren, und darüber zu diskutieren, was der erst vor einigen Jahren gegründete Staat Israel für das jüdische Leben bedeuten werde. Mehrere dieser Freunde hatten vor, für das Rabbinat zu studieren, obwohl das dann keiner von ihnen wirklich tat. Nur ich landete dort. Nachdem ich 1955 an der Columbia-Universität absolviert hatte, schrieb ich mich in der rabbinischen Schule des Seminars ein und kam daraus fünf Jahre später als Konservativer Rabbi hervor.

Mein geistliches Leben und das, was ich glaube, lehre und praktiziere, waren weithin von zwei verschiedenen Umständen geprägt worden. Der erste waren das Elternhaus, in dem ich aufwuchs und die Synagoge, die meine Familie und ich besuchten. Der Rabbi am Jüdischen Zentrum von Brooklyn war Israel Levinthal, der als einer der hervorragendsten Prediger der amerikanischen jüdischen Gemeinschaft galt. Es waren Erzählungen darüber im Umlauf, dass orthodoxe Juden an den Freitagabenden zu Fuß von Williamsburg über die Manhattan-Brücke bis nach Brooklyn gingen (weil sie am Sabbat keinen Zug benutzen durften), um Levinthal sprechen zu hören. Der Witz ging um, jeder neu ordinierte konservative Rabbi gehe mit zwei Büchern bewaffnet auf seine erste Kanzel, nämlich mit dem Handbuch für jüdische Praxis und den gesammelten Predigten von Israel Levinthal. Bis heute kann ich mich nicht hinsetzen, um eine Predigt zu Papier zu bringen, ohne das Gefühl zu haben, Rabbi Levinthal blicke mir über die Schulter und wolle sicherstellen, dass ich dem Text treu bleibe.

Die in meiner Familie praktizierte Religion würde ich als »observant, aber nicht zwanghaft« bezeichnen. Wenn wir am Freitagabend die Sabbatkerzen anzündeten und die traditi-

onellen Nahrungsregeln bezüglich erlaubter und verbotener Speisen einhielten, hatte ich nie das Gefühl, dass wir uns an das Gebot eines Gottes hielten, dem wir missfallen würden, wenn wir uns nicht daran hielten, und wir waren auch nicht voller Angst über die Folgen eines aus Unaufmerksamkeit begangenen Fehlers. Wir hatten eher das Gefühl, dass wir damit etwas darüber zum Ausdruck brachten, wer wir als Familie waren. Zwar glaube ich nicht, dass damals jemand von uns das damals so formuliert hätte, aber es war so, dass wir in ein ganz gewöhnliches Mittelstands-Haus ein Stück Heiligkeit brachten und aus unseren weltlichen Momenten Verabredungen mit Gott wurden. Zur damaligen Zeit hätte ich nicht voraussagen können, dass die Vorstellung, man solle »observant, aber nicht zwanghaft« sein und die Überzeugung, Gott werde uns nicht für jeglichen Ungehorsam unverzüglich bestrafen, zu Grundpfeilern meines persönlichen und beruflichen Lebens werden sollten.

Der zweite Umstand, der meine religiöse Ansicht prägte, war die Krankheit und das Sterben unseres Sohnes Aaron an einer der seltensten Krankheiten der Welt, nämlich der *Progerie*, dem Syndrom des »rapiden Alterns«, das ich ausführlich in meinem Buch *Wenn guten Menschen Böses widerfährt* beschrieben habe. Als ich mein krankes und sterbendes Kind vor Augen hatte, ging mir auf, wie unangemessen die traditionelle Sicht ist, mit der ich aufgewachsen war und die man mir beigebracht hatte, nämlich dass Gott seine Gründe habe, die wir nicht begreifen könnten oder beurteilen dürften. Das gab weder diesem Leiden Sinn, noch bot es uns irgendwelchen Trost. Wenn ich weiterhin als Rabbi im Dienst sein und die Erinnerung an meinen Sohn in Ehren halten wollte, musste ich eine bessere Erklärung dafür finden.

Auf den ersten Umstand, die Religion meiner Kindheit daheim und in der Synagoge, blicke ich jetzt zurück und möchte sie als eine »gut gepflegte Religion« bezeichnen, eine Religion, die einer Gemeinde ihr Format gibt und in ein gewöhnliches Heim besondere Augenblicke bringt. Und den zweiten Umstand betrachte ich heute als meine Begegnung mit einer »schlecht gepflegten Religion«, bei der man mehr darum besorgt ist, Gottes guten Ruf zu wahren, als den Gläubigen in Not zu helfen. Ich wurde dabei mit der Vorstellung konfrontiert, dass ein allweiser, allmächtiger Gott, der ganz und gar gut ist, seine Gründe dafür gehabt haben muss, ein unschuldiges Kind mit einer unheilbaren Krankheit zu schlagen – Gründe, die jenseits des Verstands oder der Seele von uns Menschen lägen. Das war nicht bloß nicht hilfreich, sondern es war geradezu schlimm. Wenn man zu uns entweder sagte: »Ihr müsst etwas getan haben, womit ihr euch das zugezogen habt« oder »mit der Zeit werdet ihr verstehen, warum dies das Richtige war, das euch passieren musste«, war das verletzend und bot uns wenig oder überhaupt keinen Trost. Nach dem Erscheinen meines Buchs sagten viele zu mir: »Jetzt weißt du, warum Gott dies deinem Kind angetan hat: Du solltest dieses Buch schreiben, weil es Millionen von Menschen helfen würde.« Es tut mir leid, aber ich möchte lieber glauben, dass jeder anbetungswürdige Gott sagen würde: »Ich brauche dich wirklich nicht als meinen Presseagenten. Ich brauche dich, um meinen auf Erden blutenden Kindern Trost und Erleichterung zu schenken.«

Während meines ein halbes Jahrhundert währenden Gemeindedienstes und mit meinem guten Dutzend Bücher habe ich mich vor allem anderen darum bemüht, diese tra-

ditionelle Theologie umzuformulieren. Ich habe das nicht getan, um Gott vor schlechten Theologen oder vor der rechtmäßigen Wut der Menschen zu schützen, sondern um die Menschen vor dem Dilemma zu retten, an einen grausamen Gott oder an überhaupt keinen Gott glauben zu müssen.

Vor einigen Jahren hörte ich die Geschichte von einem Ehepaar, das seinen zwanzigsten Hochzeitstag feierte und dazu in ein schickes Restaurant zum Essen ging. Anschließend verließen die Eheleute das Restaurant und setzten sich ins Auto, um heimzufahren. Da wandte sich die Frau an ihren Mann und sagte: »Was ist nur im Lauf dieser Jahre aus uns geworden! Erinnerst du dich, wie wir einander den Hof machten? Und als wir dann frisch vermählt waren, schmiegten wir uns im Auto immer eng aneinander und fuhren zusammen irgendwo hin. Aber sieh nur, wie weit wir jetzt auseinander sitzen!« Da zeigte der Ehemann auf das Steuerrad und erwiderte: »Aber ich sitze doch immer noch genauso hier an dieser Stelle!«

Für viele von uns gab es die Zeit, in der wir jung waren und uns Gott nahe fühlten. Man hatte uns beigebracht, dass Gott uns liebt und über uns wacht, und das schenkte uns ein Gefühl der Sicherheit. Wir versuchten, uns der Liebe Gottes würdig zu erweisen, und uns plagten Schuldgefühle, sooft wir eine Lüge erzählt oder etwas mitgenommen hatten, das uns nicht gehörte. Wenn wir vom Leiden anderer Menschen erfuhren oder als mein bester Freund mit zehn Jahren an einem Gehirntumor gestorben war, hielten wir uns an die Vorstellung, Gott wisse besser als wir selbst, was für uns Menschen das Beste sei. Dieser Kinderglaube war nicht von Dauer. Kriege, Verbrechen, tödliche Krankheiten von Menschen, die uns nahestanden, die immer deutlicher

zutage tretende Wahrheit über den Holocaust und die unvermeidlichen Enttäuschungen des Lebens kosteten uns diesen einfachen Glauben unserer Kindheit. Wir fühlten uns wie die Frau in dieser Geschichte: Den Gott, den wir einst als uns so nahe empfunden hatten, empfanden wir als von uns weggerückt. Er hatte sich im Lauf der Zeit als unverlässlich erwiesen. Ich habe selbst darum gerungen, meinen Glauben, den ich allmählich verloren hatte, wiederzufinden. Jetzt hoffe ich, auf Grund meiner eigenen Entwicklung und Erfahrung die Kluft schließen zu können – also aufzeigen zu können, dass Gott nicht von uns weggerückt ist, sondern wir ihn inzwischen klarer sehen.

Ich empfand meine Jahre an der Rabbinerschule als ein außergewöhnliches intellektuelles Fest. Vier Jahre lang (plus einem Jahr freien Studiums in Israel) hatte ich täglich, ja, stündlich mit großen Geistern, also großen Gelehrten, zu tun, Menschen, die ihre Fachbereiche beherrschten (und in manchen Fällen sogar geschaffen hatten). Mir war das Privileg beschieden, dreimal die Woche mitzuerleben, wie der geistvolle Saul Lieberman sich daran machte, eine rätselhafte Seite des Talmud zu erschließen. Ich wurde in eine neue Ebene der biblischen Wissenschaft eingewiesen, die kritisch und ehrfürchtig zugleich war. Und ich begegnete dem Menschen, der mein Leben verändern sollte, Mordecai Kaplan. Wo meine anderen Professoren auf textbezogene Fragen Antworten hatten, da hatte Professor Kaplan Fragen, mit denen er die Antworten aus uns herauslockte, die wir dann in der Vorlesung selbst gaben. Ihm gelang die kopernikanische Wende, das Zentrum der Schwerkraft in der Religion zu verlagern: Er machte uns klar, dass angeblich von Gott vorgeschriebene Observanzen in Wirklichkeit das Ergebnis

des kollektiven Willens der Gemeinschaft seien. Judentum sei, was ernsthafte Juden täten und nichts, was in Büchern beschrieben werde, dass sie es täten. Das Christentum definierte er damit, wie Christen heutzutage handelten, und nicht, wie es vor langer Zeit mittelalterliche Gelehrte beschrieben hatten. Im Lauf des Prozesses meiner Ausbildung bereitete er mich auf die Krise vor, die sich aus dem schwerwiegenden Schwachpunkt meiner ansonsten exzellenten rabbinischen Ausbildung ergab. Mehr darüber später.

Im Juni 1960 wurde ich zum Rabbi ordiniert. Von uns Graduierten wurde erwartet, dass wir zunächst einen zweijährigen Dienst in einer Stelle versahen, für die anderweitig kein Rabbi zur Verfügung stand, bevor wir dann unsere Berufslaufbahn antraten: in einer kleinen Gemeinde, in einer Organisation, die sich um vom Leben benachteiligte Menschen kümmerte oder als Militärkaplan. Ich stellte mich als Militärkaplan zur Verfügung. Die USA waren zu meiner Familie sehr gut gewesen und hatten meine Eltern willkommen geheißen, als sie von Litauen aus eingewandert waren; sie hatten meinen Bruder und mich ausgebildet und ein Heer ausgeschiedt, um die Nazis zu besiegen, ehe diese die Vernichtung des europäischen Judentums vollenden konnten, und ich fühlte mich in der Pflicht, im Gegenzug für sie etwas zu tun. Als Geistlicher war ich von der Einberufung zum Militär befreit, und so musste ich zum Gericht gehen und mir die Sondererlaubnis geben lassen, Soldat zu werden. Ich wurde zum Oberleutnant ernannt und begab mich mit meiner erst wenige Monate zuvor angetrauten Frau nach Fort Sill in Lawton, Oklahoma.

Das war in vieler Hinsicht eine gute Erfahrung. Ich hatte Zeit zum Studieren. Jeden Montag pflegte ich mich mit dem

Standortpsychiater zu treffen, der Mitglied meiner dortigen Gemeinde war. Er brachte mir bei, wie man die Probleme versteht und auf sie eingeht, mit denen die GIs fast täglich zu mir kamen. Ein Kollege von mir hatte es so formuliert, dass ich als neuer Rabbi mit meinen Gemeindemitgliedern zwar bestimmt etliche Anfängerfehler machen würde, aber diese könnten mich ja nicht feuern.

Ich leistete meine zweijährige Pflichtzeit ab und machte dann in einer größeren Synagoge in Long Island eine vierjährige Lehrzeit, und im Sommer 1966 nahm ich die Stelle als Rabbi in der Gemeinde Temple Israel in der Bostoner Vorstadt Natick an. Dabei entdeckte ich recht bald die Stärken und Schwächen meiner Seminausbildung.

Nach Jahren des intensiven Studiums klassischer Texte verließ ich die Schule mit einem Sack voller Antworten. Die implizite Botschaft meiner Rabbinerschule war: »Diese Antworten sind das Wesen des Judentums. Wenn deine Gemeindemitglieder dir Fragen stellen, auf die diese Antworten nicht passen, dann erziehe sie dazu, die passenderen Fragen zu stellen.« Das funktionierte zuweilen ganz gut. Der Sinn und die emotionale Wirkung der Bräuche und Gewohnheiten des traditionellen Judentums können eine gewisse magische Wirkung entfalten. Ich glaube, das Gleiche gilt auch für andere Religionen. Richtig vollzogen, können diese Bräuche eine Situation aus dem Gewöhnlichen ins Erhabene verwandeln. Eine Hochzeitszeremonie kann aus einer weltlichen juristischen Prozedur eine erhebende Feier der Liebe und Hingabe machen und ein Menschenwesen dazu ermutigen, sein Glück der Sorge eines anderen Menschenwesens anzuvertrauen. Für die Eltern und Großeltern lässt das einen Schimmer stellvertretender

Unsterblichkeit aufleuchten. Aus einer richtig vollzogenen Bar-Mizwa-Feier (aber wie oft wird sie richtig vollzogen?) kann mehr werden als eine aufwändige Geburtstagsparty. Sie kann zur Feier werden, die bewirkt, dass ein Kind die Schwelle überschreitet und als Anfänger im Erwachsenenstand anerkannt wird, der ab jetzt fähig ist, die Fertigkeiten an den Tag zu legen, die man in seiner Gemeinde von Erwachsenen erwartet. Eine Beerdigung ist nicht bloß die Entsorgung eines toten Körpers. Sie stellt die Versammlung der Gemeinschaft dar, die den trauernden Hinterbliebenen auf altehrwürdige, bewährte Weise Trost bietet. So brauchen sie sich zu diesem Zeitpunkt, der am stärksten Verlassenheitsgefühle aufkommen lassen kann, nicht verlassen zu fühlen.

Die Gemeindemitglieder kamen tatsächlich mit Fragen zu mir, aber die meisten davon waren solche, auf die ich bei meiner Seminausbildung nicht vorbereitet worden war. Ich wusste, welche Gebete im Sabbatgottesdienst zu rezitieren waren, aber ich hatte keine fertige Antwort für den Gemeindeangehörigen, der zu mir sagte: »Der Samstag ist bei mir im Geschäft der dichteste Arbeitstag. Da verdiene ich am meisten Geld, um meine Rechnungen bezahlen zu können. Mit welchem Recht sagen Sie mir, dass ich diese Arbeit bleiben lassen und stattdessen zum Gottesdienst kommen soll?« Oder Eltern sagten zu mir: »Im Augenblick ist im Leben unseres elfjährigen Sohnes das Baseballspielen in der Unterliga das Allerwichtigste. Falls Sie ihm jetzt die Teilnahme an der Jugendgruppe zur Pflicht machen, nehmen wir ihn eher aus der Hebräischen Schule als aus der Unterliga.« (Meine Antwort war: Wir erwarten ihn nach Saisonende der Unterliga in der Jugendgruppe.)